

Verrohung der Sprache?Achtsamkeitshilfe für
Medienschaffende
S. 2

So sprechen Populisten

S. 4

Im Netz attackiert

S. 6

Migration & Integration Info



Hatespeech, Sprache voller Hass, verbreitet sich über sogenannte soziale Medien besonders schnell und zerstörerisch.

Liebe Leserinnen und Leser, wer in einer schnell hochgezogenen Mietskaserne im sozialen Brennpunkt wohnt, hat ein anderes Lebensgefühl als ein Mensch in der Villa am Hang. Und wer immer wieder erfährt, dass man ihr oder ihm nichts zutraut, verliert irgendwann das Vertrauen in sich selbst. Er oder sie wird im Wettrennen um Bildung und Job niemals zuerst durch die Ziellinie laufen. Das Sein bestimmt das Bewusstsein: Dieses verkürzte Zitat von Karl Marx sagt aus, dass die tatsächlichen Lebensumstände der Menschen auch entscheidend ihr Bewusstsein prägen.

Welche Rolle die Sprache bei der Bewusstseinsprägung spielt, lesen Sie in dieser Infobeilage Migration & Integration. Obwohl es wahrscheinlich vielen theoretisch bewusst ist, dass Begriffe und

Zuschreibungen ausgrenzend sein können: Diskriminierung und ihre zerstörerische Wirkung müssen immer wieder thematisiert werden. Steter Tropfen höhlt den Stein – anders geht es nicht. Wer beispielsweise die aktuellen Debatten um eine gendergerechte Sprech- und Schreibweise verfolgt, sieht: Das Problem ist erkannt und nicht mehr auf die leichte Schulter zu nehmen. Aber zu einer für alle Seiten zufriedenstellenden Lösung ist es noch nicht gekommen. Und ob mit einer veränderten, dann gendergerechten Sprache auch die tatsächliche Diskriminierung aufhört, ist offen. Was muss sich zuerst ändern? Die Ungerechtigkeit oder die Sprache? Kann man das Marx-Wort auch umdrehen in „Das Bewusstsein bestimmt das Sein“? Einen Versuch ist es wert. »

In unseren Caritas-Medien haben wir es selbst in der Hand, möglichst vielen antidiskriminierenden Kriterien gerecht zu werden: Wir können Menschen zu Wort kommen lassen, die die Vielfalt unserer Gesellschaft widerspiegeln: nach Geschlecht, Herkunft, Ethnie, Einstellung, Einkommen, Erfahrung und mehr. Wir können darauf achten, dass das, was zu sagen ist, in einer umgangssprachlich verständlichen und anständigen Art und Weise ausgedrückt wird, die nicht populistisch und diskriminierend ist.

Aber wie steht es mit Facebook, Twitter, Instagram oder den Kommentaren auf unserer Caritas-Homepage? Über diese Kanäle wollen wir mit Gleichgesinnten wie auch mit Andersdenkenden in Kontakt und Austausch kommen. Dabei könnte man jedoch den Glauben an den Menschen als ein soziales, auf Gemeinschaft angelegtes Lebewesen verlieren. Die Themen Flucht und Migration werden nicht selten in einer Art kommentiert, die sprachlich schwer oder gar nicht akzeptabel ist. „Asylant“, ein vormals geläufiges Schimpfwort, ist geradezu noch vornehm. Verbal angegriffen werden Menschen mit Migrations- und/oder Fluchthintergrund, aber auch die Redaktionsmitglieder, die Helfer(innen) und diejenigen, die in krawallartigen Internetdiskussionen inhaltlich dagegenhalten. Dass auch das Bewusstsein das Sein prägt, zeigen insbesondere die Gewalttaten, die sich aus Hetze im Internet gespeist haben.

Ein Beispiel für eine Offensive zu einer neuen Sprache: Das negativ gemeinte „Gutmenschentum“, das uns immer wieder vorgewor-

fen wird, hat uns zur Kampagne 2020 „Sei gut, Mensch!“ bewogen. Hier überlassen wir das Sprachfeld nicht einfach den Populist(inn)en, die das Gutsein in den Dreck ziehen wollen, sondern wir setzen dagegen ein Ausrufezeichen. Wir können andere Meinungen ertragen. Aber wir wollen uns austauschen und nicht nur anfeinden lassen. Wenn dies auf unseren Social-Media-Kanälen nicht möglich ist, zücken wir als Moderator(inn)en des Kanals die Gelbe Karte und bitten energisch darum, die Netiquette einzuhalten. Dies allein hilft oft schon, zum moderaten Ton zurückzufinden. Wer weiter foul, bekommt die Rote Karte: Der betreffende Kommentar wird verborgen, dann der/die Diskutant(in) gesperrt, beim Plattform-Betreiber gemeldet oder im schlimmsten Fall angezeigt.

Sprache ist Ausdruck des Bewusstseins. Uns leitet die Hoffnung, durch achtsame Sprache das Sein zum Besseren wenden zu können.

Ihre
Gertrud Rogg



Gertrud Rogg

*Leitung Referat Medien und
Chefredakteurin der neuen
caritas beim DCV in Freiburg
E-Mail: gertrud.rogg@caritas.de*

Themenschwerpunkt

Mit- statt übereinander reden

„Die Sprache der Unterdrückung stellt mehr als Gewalt dar. Sie ist Gewalt. Stellt mehr als nur die Grenzen des Wissens dar. Sie begrenzt Wissen.“ Diese Worte Toni Morrisons aus ihrer Rede zum Literaturnobelpreis im Jahr 1993 zeigen mit einprägsamer Klarheit, wie machtvoll Sprache nicht nur sein kann – sie zeigen, wie machtvoll Sprache ist. Denn Sprache ist mehr als eine Aneinanderreihung von Worten. Sie ist das Ergebnis von Gedanken, Gefühlen, Assoziationen, von bewussten wie unbewussten Prozessen. Sprache ist Ausgangspunkt von Handlungen, von Einstellungen. Sie kann genutzt werden, um auszuschließen oder um einzuschließen. Um zu trösten oder um zu verletzen. Sprache ist Liebe. Aber Sprache ist auch Gewalt.

Wofür wir uns entscheiden, ist nicht nur eine Frage des Willens, sondern auch des Wissens: Denn Sprache ist immer im Wandel. Man muss nicht immer alles wissen. Man kann, darf, vielleicht sogar soll Fehler machen, um im Prozess des Lernens zu bleiben. Sprache entsteht auch in der Kommunikation; es ist ein Prozess, an dem sich alle beteiligen können. Die Frage ist also nicht: Was darf ich noch sagen? Die Frage ist: Wie kann ich durch meine Sprache Räume mit weniger Diskriminierung schaffen?

Ein Bereich der Gesellschaft, in dem sich die Macht der Sprache zeigt, weil sie dort besonders gut sichtbar ist, sind die Medien. Wir alle konsumieren sie, auf die eine oder andere Art: Beim Lesen der Nachrichten-App auf dem Handy oder beim Überfliegen der Schlagzeilen in der Online-Ausgabe unserer Zeitung, beim Hören des Radios auf dem Weg zur Arbeit, bei der Tagesschau am Abend. Was wir sehen und hören, formt unser Bewusstsein, unsere Assoziationen und unser Denken tagtäglich.

Was nun der Ärztin/dem Arzt das Stethoskop ist, ist für Journalist(inn)en das „Framing“: Alles, was sie schreiben und sprechen, setzt bereits den „Rahmen“ für unsere Wahrnehmung. Ein gesellschaftliches Themenfeld voller negativer Frames ist Migration und Vielfalt. Oft werden Menschen mit Einwanderungs- und Fluchtgeschichte in der Berichterstattung als „anders“ dargestellt oder mit negativen Stereotypen in Verbindung gebracht, wie Kriminalität, Gewalt oder, wie in der Corona-Pandemie, mit Krankheiten.

Handreichung für Medienschaffende

Die Neuen deutschen Medienmacher*innen, ein Verein, der sich für Vielfalt und Repräsentation in den Medien engagiert, hat ein Glossar erstellt, das Formulierungshilfen, Erläuterungen und alternative Begriffe für die Berichterstattung im Einwanderungsland zur Verfü-

gung stellt – und damit helfen kann, das negative Framing in der Berichterstattung über Migration und Vielfalt zu vermeiden (<https://glossar.neuemedienmacher.de>).

Ein Beispiel für ein solches Framing ist, wenn Medien den Begriff „fremdenfeindlich“ anstatt „rassistisch“ benutzen. Das war zum Beispiel nach dem Attentat von Hanau im Februar 2020 der Fall, als in der Berichterstattung oft von einem „fremdenfeindlichen“ anstatt von einem rassistischen Motiv des Täters geschrieben wurde. Die Menschen, die von dem hasserfüllten Täter ermordet wurden, weil sie nicht in sein Weltbild passten, waren aber nicht „fremd“. „Fremd“ waren sie nur aus der Sicht des Täters.

Oder wenn, wie Anfang 2021, in einer WDR-Talkshow vier weiße Menschen darüber urteilen, ob das Z-Wort für Sinti(zas) und Rom(nj)a verletzend sei oder nicht. Die das Z-Wort dabei immer wieder benutzen. Die erzählen, dass es ihnen selbst ja nichts ausmachen würde, so bezeichnet zu werden – also sollten sich andere nicht so anstellen. Wenn jemand sich nicht vorstellen kann, sich durch bestimmte Begriffe verletzt zu fühlen, so ist das vollkommen gerechtfertigt. Nicht gerechtfertigt ist es, deswegen auf andere zu schließen. Es gibt so viele Perspektiven auf sich selbst und die Welt, und sie unterscheiden sich von Mensch zu Mensch. Anzunehmen, dass nur genau die eigene die einzig richtige Perspektive sei, erscheint seltsam.

Man muss nicht auf Anhieb wissen, wie die Wahrnehmung anderer Menschen ist; oft kann man es vielleicht auch gar nicht wissen. Aber man kann, man darf immer fragen. Die Bereitschaft, es zu erklären, ist groß.

Hätte man in den Jahren 2015 und 2016 zum Beispiel die Menschen gefragt, die nach Europa und Deutschland geflohen waren, hätte man erfahren, dass sie nicht als „Flüchtlingswelle“ bezeichnet werden wollen; dass sie sich selbst nicht als Naturkatastrophe betrachten und nicht so gesehen und markiert werden wollen, wie viele Medien das taten und immer noch tun. Sie würden erzählen, dass sie Individuen sind, genauso wie andere Menschen, und dass „Flüchtling“ nicht ihre einzige Identität ist. Dass sie nicht ständig mit Kriminalität in Verbindung gebracht werden wollen, wie es in Talkshows wie „Hart aber fair“ oder „Maischberger“ noch immer der Fall ist.

Es hat in den vergangenen Jahren in vielen Medienhäusern einen Bewusstseinswandel gegeben, genauer: mehr Bewusstsein für das, was schlecht läuft. Viele Medien möchten diversere Redaktionen haben, so dass alle Perspektiven, die es im Land gibt, auch in der Berichterstattung Widerhall finden. So stößt auch das Glossar der Neuen deutschen Medienmacher*innen in vielen Redaktionen und bei vielen Journalist(inn)en auf großes Interesse – denn, wie gesagt: Es ist oft nicht der fehlende Wille, sondern das fehlende Wissen. Und, das ist das Mutmachende, dieses Wissen können wir uns aneignen. Fragen, zuhören, verstehen – mehr braucht es nicht.

Gilda Sahebi

Ärztin und freie Journalistin; Projektreferentin „No Hate Speech Movement“ bei den Neuen deutschen Medienmacher*innen, Berlin

Mütend, Superspreader und Sieben-Tage-Inzidenz: Sprache in der Corona-Pandemie

Dass sich die Corona-Pandemie auf unser soziales Gefüge auswirken würde, war schon zu Beginn der Eindämmungsmaßnahmen im Frühjahr 2020 absehbar. Aber auch unseren Wortschatz hat die Pandemie vielfältig geprägt und um neue Ausdrücke bereichert. So hat das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim (IDS) schon etwa 1000 Wörter und Wortverbindungen zum Thema Corona gesammelt und online in einem Neologismen-Wörterbuch – einem Verzeichnis von Wort-Neubildungen – dokumentiert (www.owid.de/docs/neolisten/corona.jsp).

Manche Begriffe im Wörterbuch sind komplett neu, andere werden in neuer Bedeutung verwendet. Viele – wie Social Distancing, Homeschooling und Tracken – sind dem Englischen entlehnt; andere – wie Spuckschutzhaube, Corona-Kontakttagebuch oder Übersterblichkeit – sind typisch deutsch.

Von der Fach- in die Alltagssprache: Ausdrucksweisen entstehen durch gesellschaftliche Ereignisse

Wieder andere der neuen Begrifflichkeiten sind durch Wortverschmelzungen aus bereits bekannten Elementen entstanden, wie etwa Infodemie, Corona-Party, Zombieflyghafen oder Jo-Jo-Lockdown. Und was bislang nur in wissenschaftlicher Fachsprache bekannt war – von Covid-19 über den Inzidenzwert bis zur Herdenimmunität –, ist in die Alltagssprache eingewandert (vgl. per Kurzlink: <https://p.dw.com/p/3nBVk>). Auch scherzhafte Begriffe wie die Pandematte oder der Gesichtslappen für den Mund-Nasen-Schutz sind im Neologismen-Wörterbuch aufgeführt.

Menschen entwickeln und verbreiten seit jeher neue Wörter und Wortfügungen, um eine veränderte Lebenswirklichkeit ausdrücken zu können. Die neu geschaffenen oder mit neuer Bedeutung versehenen Begriffe zeigen, dass immer auch Meinungen, Stimmungen und Emotionen mit ihnen einhergehen. So deuten das Bild der Corona-Infektionen als Welle (Corona-Welle, Pandemiewelle, zweite Welle, Wellenbrecher) oder der Corona-Tsunami auf ein Gefühl von Hilflosigkeit oder Überforderung hin. Und in militärisch anmutenden Begriffen wie dem Anticoronakampf, der Virusfront sowie in der Quarantänefestung werden Handlungsfähigkeit und Kampfeswille suggeriert.

Noch nicht absehbar ist, ob sich die Neologismen im Wortschatz langfristig halten können und in der Allgemeinsprache weiterhin so verbreitet sein werden, um in den Duden aufgenommen werden zu können. Die Forscherinnen und Forscher des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache nehmen weiterhin Wortvorschläge an, die bisher in der Liste fehlen.

Elena Knežević

Referentin für Migration und Integration beim DCV in Freiburg
Kontakt: elena.knezevic@caritas.de



Hinter dem Rücken abfällig tuscheln – auch das kann Sprache sein.

Sprachkämpfe: Wie Populist(inn)en unser Denken und Handeln beeinflussen

Lesen wir Zeitung oder schauen wir Nachrichten, erfahren wir von Ereignissen und Personen, die wir zumeist nicht selbst erlebt haben. Somit wissen wir, „was wir über die Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen (...) durch die Massenmedien“, wie der Soziologe Niklas Luhmann in „Die Realität der Massenmedien“ betonte.

Sprach- und Bildzeichen in den Medien bieten einen Ausschnitt der Welt im öffentlichen Diskurs. Denn was wir in den klassischen oder sozialen Medien sehen, beeinflusst unsere Weltbilder allein schon dadurch, dass es überhaupt publiziert ist. Außerdem wirkt sich auf unser Denken aus, wie über Informationen geschrieben oder gesprochen wird. Deshalb versuchen Populist(inn)en zu beeinflussen, was und wie medial kommuniziert wird. Denn wer die Medien, wer die Sprache kontrolliert, beeinflusst das Denken, das Handeln.

Die Welt durch Sprache begreifen

Wir alle verwenden jeden Tag Sprache, reflektieren dies aber selten. Dabei prägt sie unser Denken, da wir mit Wörtern die Welt um uns herum begreifen. Unsere Sprache ist kein neutrales Abbild der Welt, sondern perspektiviert, was wir wahrnehmen. So spricht denn auch „nicht ‚die Sache‘ (...) unmittelbar zu uns, sondern wir sprechen mittelbar (zeichenvermittelt) über Sachen, indem wir sie in unsere begriffliche Gedankenwelt integrieren“, wie es der Germanist Ekkehard Felder ausdrückt.¹ Wörter sind also nur Symbole für Referenzobjekte in der Welt – und damit niemals hundertprozentig genau.

Wörter haben auch keine eigentliche Bedeutung, sondern rufen Wissens- und Deutungsrahmen („Frames“) auf, die ihrerseits miteinander verknüpft sind. Wir verstehen Wörter vor dem Hintergrund unseres gesammelten und miteinander vernetzten Sprach- und Welt-

wissens. Diese Frames sind aber auch selektiv, da sie gewisse Aspekte in den Mittelpunkt stellen, während andere unbeachtet bleiben.

Sprache verändert die Welt

Der Zusammenhang von Sprache und Handlung setzt bereits beim Verstehen an. Laut der Linguistin Elisabeth Wehling „begreifen (wir) Worte, indem unser Gehirn körperliche Vorgänge abrufen, die mit den Worten assoziiert sind“.² Diese Prozesse der „Embodied Cognition“ laufen im Regelfall unbewusst ab. Für unser Gehirn reicht es aus, Wörter zu hören oder zu lesen, um assoziierte körperliche Prozesse zu aktivieren und gedanklich zu simulieren. Lesen wir Wörter wie „Erbrochenes“, verziehen wir aus Ekel bereits das Gesicht.

Wie wir über Ereignisse, Personen, Sachverhalte und Objekte sprechen, wirkt sich auch direkt auf unser Handeln aus. Ganz offensichtlich wird dies bei Sätzen wie „Hiermit erkläre ich euch zu Mann und Frau“: Durch das Aussprechen verändern solche sogenannten performativen Sprechakte die Realität.

Sprache schafft mitunter sogar ganz neue Sachverhalte beziehungsweise ein Bewusstsein für sie. So bezeichnen abstrakte Wörter wie Demokratie, Freiheit, Liebe etwas, was nicht mit Händen greifbar ist. Je nachdem, wie wir sie benennen und mit welchen Deutungen wir sie füllen, verstehen wir sie jeweils anders. Dies lässt sich besonders gut in Debatten beobachten, in denen die Teilnehmer(innen) zwar dieselben Buchstabenabfolgen verwenden, aber dennoch aneinander vorbeizureden scheinen, da sie die Wörter unterschiedlich interpretieren. Hier findet ein sogenannter semantischer Kampf statt.

Legitimation von Machtstrukturen mittels Sprache

Vor diesem theoretischen Hintergrund wird deutlich, weshalb die Reflexion über Sprache nicht nur eine akademische Übung, sondern von hoher gesellschaftlicher Brisanz ist. Denn mit unseren Weltbildern kommunizieren wir auch Machtstrukturen – und die gesellschaftlichen Akteure, die sich im öffentlichen Diskurs, der hauptsächlich über (klassische und soziale) Medien geführt wird, am besten Gehör verschaffen, haben dadurch auch die größte Deutungshoheit. Sprache dient mit ihrem Perspektivierungspotenzial somit auch dem Versuch, Machtstrukturen und Deutungshoheiten zu legitimieren.

Skala der populistischen Wortwahl

Viele Populist(inn)en haben dieses Potenzial der Sprache erkannt und nutzen es für ihre eigenen Zwecke. Dies spiegelt sich insbesondere in der Wortwahl des rechten Spektrums wider. Die Skala reicht dabei von provokanten Ausdrücken über Wörter mit Code-Potenzial und Doppeldeutigkeit für Eingeweihte bis hin zu vermeintlich harmlosen, umgedeuteten Formulierungen. Dabei kombinieren Populist(inn)en des rechten Spektrums häufig zwei Bedeutungsebenen (wörtlich und versteckt), Zielgruppen (Anhängerschaft und Allgemeinheit/potenzielle Wählerschaft) sowie Kommunikationsziele (Aufmerksamkeit plus Mobilisierung).

„Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie lässt sich von dem, was einer mit dem anderen tut, nicht trennen.“

Herta Müller

1. Aufmerksamkeitserreger: provokante Ausdrücke

Verwenden Populist(inn)en des rechten Spektrums vorbelastete Ausdrücke wie die Originalform des N-Worts für Menschen schwarzer Hautfarbe, wollen sie damit in erster Linie provozieren. Viele Menschen nehmen solch eine Wortwahl als inakzeptabel wahr. Die Populisten können sich deshalb sicher sein, dass sie eine Reaktion erhalten; es wird über sie geredet, und sie können somit in den Diskurs einbrechen. Sie haben damit ihr Kommunikationsziel erreicht, Aufmerksamkeit zu erregen.

Gleichzeitig signalisieren sie damit auch ihrer eigenen Anhängerschaft, sie würden sich nicht „mundtot“ machen lassen. In den sich daraus ergebenden Debatten um solch eine provokante Wortwahl stilisieren sich rechte Populisten deshalb oftmals auch zum „Opfer“ der von ihnen stark kritisierten Political Correctness.

2. Dog-Whistling: Code-Potenzial und Doppeldeutigkeit für Eingeweihte

Um potenzielle Wähler(innen) aber nicht vollends zu verschrecken, verwenden Populisten des rechten Spektrums gerne auch Wörter mit Code-Potenzial wie „Großfamilie“, eine kodifizierte Bezeichnung für arabischstämmige Teile der Bevölkerung.

Für die Allgemeinheit ist es hierbei oft auf den ersten Blick nicht zwangsläufig erkennbar, dass diese Wörter Signalbedeutung haben. Eingeweihte verstehen allerdings die Doppeldeutigkeit. Dies versetzt die Populisten in die angenehme Position, dass sie sich bei Kritik an ihrer Wortwahl darauf berufen können, dass es entweder „nicht so gemeint war“ oder sie von den eigentlichen Inhalten nichts gewusst hätten. Ein aktuelles Beispiel hierfür ist die US-Republikanerin Marjorie Taylor Greene, die behauptete, die Rothschilds seien mit Welt-raumlaser für Waldbrände verantwortlich. Als sie daraufhin als antisemitisch kritisiert wurde, berief sie sich darauf, dass sie nicht gewusst habe, dass dies ein jüdischer Familienname sei.³

Vergleichbar ist dieses sogenannte Dog-Whistling („dem Hund pfeifen“) mit der Anspielung für Erwachsene in Zeichentrickfilmen für Kinder. Die Anspielungen sollen nur für einen Teil des Publikums vollständig verständlich sein, der dadurch außerdem noch den Eindruck erhält, Teil einer auserwählten Gemeinschaft zu sein, die über geheimes Wissen verfügt.

3. Vereinnahmung: Umdeutung vermeintlich harmloser Wörter

Am Ende der Skala befinden sich Wörter, die vermeintlich harmlos sind, allerdings umgedeutet und damit vereinnahmt werden. Ein

aktuelles Beispiel ist die neue AfD-Kampagne zur Bundestagswahl 2021 „Deutschland. Aber normal.“ Der begleitende Spot beginnt mit einer Stimme aus dem Off: „Normal, was ist das eigentlich heute?“ Die im Video gegebene Antwort lautet: „Normal ist eine Heimat, sind sichere Grenzen, sind saubere Straßen oder freie Fahrt für freie Bürger – und ja, normal ist auch Deutschland.“ Das impliziert im Umkehrschluss auch, dass es nicht normal sei, mehr als eine Heimat zu haben; dass, wer keine freie Fahrt wolle, Freiheit einschränke; dass, wer nicht normal sei, Chaos auf den Straßen haben wolle und dass die AfD definieren könne, was sichere Grenzen seien.

Die Partei, die bisher mit deplatzierten Aussagen wie Alexander Gaulands „Vogelschiss der deutschen Geschichte“ als Umschreibung der NS-Zeit auffiel, präsentiert sich hier auf den ersten Blick sprachlich sehr handzahn – auch und gerade, um potenzielle Wähler(innen) anzusprechen. Ihrer eigenen Anhängerschaft gegenüber gibt sie allerdings damit auch zu verstehen, dass sie die Deutungshoheit darüber beanspruche, was normal sei und was nicht – und dass dies auch richtig so sei. In einer Zeit, in der bislang geltende Normen innerhalb der Gesellschaft hinterfragt werden, ist dies auch eine Botschaft an die eigenen Anhänger(innen), all dies bisher Geltende sei nicht normal.

Reflexion über Sprache als Schutz vor Manipulation

Mittels Sprache teilen wir uns also nicht nur mit, sondern ringen um Deutungen und verändern dadurch auch die Welt um uns herum. Sobald wir als Mitglieder einer Gesellschaft politisch miteinander interagieren, sind wir auf Sprache angewiesen. Sie ist demnach laut dem Politolinguisten Heiko Girnth „nicht nur irgendein Instrument der Politik, sondern überhaupt erst die Bedingung ihrer Möglichkeit“⁴.

Wie mit dieser kurzen Klassifikation populistischer Wortwahl umrissen, verwenden Populist(inn)en sprachliche Mechanismen, um ihre Ansichten als die einzig akzeptablen festzulegen und weiterzutragen. Sie wollen damit unser Denken und letztendlich auch unser Handeln beeinflussen – zum Beispiel an den Wahlurnen. Da viele dieser Mechanismen nicht auf den ersten Blick ersichtlich sind, ist es umso wichtiger, dass wir über Sprache reflektieren – um uns selbst gegen Manipulationen zu wappnen und damit letztlich unsere Demokratie zu schützen.

Dr. Clara Herdeanu

Linguistin und freie PR-Expertin in Berlin

Kontakt: kontakt@sprachrealitaet.de

Anmerkungen

1. FELDER, E.: *Wie viel Politische Korrektheit braucht das Land? Eine Antwort aus sprachlicher Sicht.* Download: <https://scilogs.spektrum.de/semantische-wett-kaempfe/wie-viel-politische-korrektheit-braucht-das-land/>
2. WEHLING, E.: *Politisches Framing.* Download: https://m.bpb.de/system/files/dokument_pdf/politisches_framing_bpb.pdf
3. CHANT, J.: *GOP Rep: I Didn't Intend to Blame Jews for the Space-Laser Conspiracy.* Download per Kurzlink: <https://nym.ag/33kKfKn>
4. Download: www.bpb.de/politik/grundfragen/sprache-und-politik

„Ausräuchern, wegsperren“: Attacken gegen migrantisch gelesene Menschen im Netz

Sie wollten mit ihm aufräumen, ihn „wepsperren“, „danach in ein Umerziehungslager“. Denn er wolle sich ja hier nur bereichern, als „Afrikaner“ ... von dem Kuchen, den andere fleißige Menschen gebacken haben, „sein Stück abhaben“! Das sind noch die eher harmlosen Kommentare, die der Aktivist Daniel O. (Name aus Sicherheitsgründen geändert), in seinem Twitter-Account findet oder per E-Mail bekommt. Daniel O. ist schwarz und setzt sich öffentlich gegen Rassismus ein. In seinem Beruf ist der junge Mann erfolgreich – im Internet erntet er rassistische Beleidigungen, Folterfantasien und sogar Morddrohungen.

Damit ist er nicht allein. Entwürdigende rassistische Äußerungen haben Hochkonjunktur im Netz. Menschen, die migrantisch gelesene werden, das heißt, denen aufgrund bestimmter Annahmen in den Social Media ein Migrationshintergrund zugeschrieben wird oder die einen Fluchthintergrund haben, sind besonders betroffen. In einer repräsentativen Studie wurden Menschen, die online Hass gesehen hatten, gefragt, gegen wen sich dieser richte. 94 Prozent gaben an, dass sie schon einmal Hass gegen Menschen mit Migrationshintergrund gesehen hatten – 93 Prozent gegen geflüchtete Menschen.¹ Das ist nicht nur in Deutschland so: Die Beratungsstelle ZARA aus Wien gab an, dass sich die Meldungen von Online-Rassismus von 2019 auf 2020 verdoppelt hätten.²

Zermürbender Druck von rechtsaußen

Was migrantisch gelesene Menschen oder antirassistischen Aktivist(inn)en wie Daniel O. täglich im Netz entgegenschlägt, erinnert an längst vergangene geglaubte Zeiten. Manch einer fantasiert da von der baldigen Wiederbelebung des Nationalsozialismus. Geflüchtete Menschen werden (wieder) mit Parasiten gleichgesetzt, die vergewaltigen und morden würden. Oft ist von Abrechnung die Rede, von dem Tag, an dem Schluss sei und man zu den Waffen greife. Einige werden konkret: Sie recherchieren Arbeitsplätze oder Privatadressen ihrer Opfer und drohen mit „Hausbesuchen“. Dass diese auch ausgeführt werden, zeigen Fotos der Klingelschilder, die dann später wie Trophäen im Netz gepostet werden. Spätestens der Mord am Regierungspräsidenten Walter Lübcke vor fast zwei Jahren, der sich für das Recht auf Asyl eingesetzt hatte, hat in ganz Deutschland gezeigt, dass die, die im Netz hetzen, auch ernst machen können. Ihr Ziel ist klar: Menschen wie Daniel O. sollen ihren Aktivismus aufgeben, sie sollen aufhören, sichtbar zu sein im digitalen Raum. Und das funktioniert leider oftmals ziemlich gut.

Es sind die Masse und die Massivität, die Menschen buchstäblich langsam zermürben. Wenn sie einmal ins Fadenkreuz geraten sind, ernten sie oft nur noch Hass – mitunter Tausende Kommentare in kürzester Zeit. Sie sind damit beschäftigt, sie zu lesen, zu melden, zu blockieren – manchmal auch anzuzeigen. Der Hass macht unsicher,

er dringt wie Gift ganz langsam ins Unterbewusstsein, nagt an den Betroffenen. Sie beginnen sich selbst infrage zu stellen. Sie schämen sich, wenn sie vor aller Augen als „dämliche Kanacken***“ oder als „Affenmensch“ bezeichnet werden. Viele schlafen schlecht, haben depressive Verstimmungen. Am schlimmsten wird es aber, wenn sie privat bedroht werden, es auch um ihre Familie geht. Dann ist für viele eine Grenze erreicht. Der Beratungsstelle bei digitaler Gewalt – HateAid (<https://hateaid.org>) berichten sie von Panikattacken und Angstzuständen, die mitunter zur Arbeitsunfähigkeit führen können. Viele ziehen sich dann aus den Social Media beziehungsweise dem Internet zurück. So erging es erst vor kurzem der Rechtsextremismus-Forscherin Natascha Strobl oder Tareq Alaows, der als erster Geflüchteter für ein Bundestagsmandat kandidieren wollte.

Leider sind die Betroffenen zu oft auf sich allein gestellt. Soziale Netzwerke löschen gemeldete Postings nur willkürlich, mit der Ausrede, sie verstießen oftmals „nicht gegen die Community-Standards“. Um die Löschung durchzusetzen, müssen Betroffene Anzeige erstatten und sich anwaltlichen Rat einholen. Das ist teuer. Auch auf Polizeidienststellen werden Betroffene oft nicht ernst genommen. Die Konsequenz: Nur wenige Opfer erstatten Anzeige, und Täter(innen) bleiben ungestraft.

Beratung und Hilfe für online von Hass Betroffene

Das will HateAid ändern. Wir unterstützen als einzige Beratungsstelle in Deutschland ausschließlich von digitaler Gewalt betroffene Menschen. Unser Ziel ist es, Angegriffene wie Daniel O. emotional aufzufangen und ihnen mit einer Sicherheits- und Kommunikationsberatung Werkzeuge an die Hand zu geben, um sich im Netz schützen zu können. HateAid hilft beim Stellen von Strafanzeigen und -anträgen und finanziert Anwaltskosten. Wir glauben, dass es wichtig ist, dass Betroffene Gerechtigkeit erfahren und Täter(innen) für Online-Straftaten zur Verantwortung gezogen werden. Es ist ein fatales Signal für unsere demokratische Gesellschaft, wenn Menschen wie Daniel O. aus dem Online-Geschehen herausgedrängt werden. Auch er hat sich nach einer massiven Angriffswelle an HateAid gewandt und mit unserer Unterstützung Anzeige erstattet.

Das Internet ist einer der wichtigsten Kommunikationsräume unserer Zeit. Daniel O. will dort weiter aktiv sein. Doch um mit dem Hass umzugehen, brauchen er und die vielen anderen Angegriffenen endlich konsequent Unterstützung: von Polizei, Justiz, aber auch von uns allen – im Netz und überall.

Anna-Lena von Hodenberg

Journalistin und Gründungsgeschäftsführerin der Beratungsstelle HateAid

Kontakt: presse@hateaid.org

Anmerkungen

1. Download per Kurzlink: <https://bit.ly/33hccn0>

2. https://assets.zara.or.at/media/rassismusreport/ZARA-Rassismus_Report_2020.pdf

NACHGEFRAGT

Minderheiten in den Medien



Radoslav Ganey, 34, bezeichnet sich selbst als Bulgare, Deutscher, Moselaner, Münchener und Rom. Der studierte Politikwissenschaftler und ehemalige Hauptschüler ist Gründer von RomAnity und Vorstandsmitglied des Studierendenverbandes der Sinti und Roma in Deutschland. Für das Migration&Integration-Info sprach Elena Knežević mit ihm über seinen Einsatz für benachteiligte Gruppen.

Das Thema dieser Ausgabe ist die schleichende Verrohung von Sprache und Medien. Wie bewerten Sie dies als Angehöriger einer Minderheitengruppe?

Ich beobachte zwei Entwicklungen. Beide machen mir Sorgen. Da ist einerseits die Sprache, die Einzug in die Politik gefunden hat, seitdem die AfD in den Parlamenten sitzt. Ich hätte es vor zehn Jahren nicht für möglich gehalten, dass jemand den Nationalsozialismus als „Vogelschiss“ deklarieren und kleinreden würde. Oder dass eine Gedenkstätte als „Mahnmal der Schande“ bezeichnet würde. Hier findet eine Aufweichung des eigentlich Unsagbaren statt. Was das bewirkt, vor allem bei Menschen, die einen direkten Bezug zum Holocaust haben, ist unvorstellbar hart. Viele Überlebende haben sich dazu geäußert und befürchten auch wieder das Schlimmste. Man hat also das Gefühl, dass jeder einfach loslegen und sagen kann, was ihm gerade passend erscheint, ohne Rücksicht auf andere oder Verluste.

Andererseits sehe ich auch die Entwicklung, dass eine konträre Meinung oder eben ein Sprachgebrauch mit einer Vehemenz kritisiert wird, dass Menschen glauben, sie dürften nichts mehr sagen, und sich deswegen ausgegrenzt fühlen. In Diskussionen werden alte Denkmuster und Sprache so hart angegangen, dass man tatsächlich einen beachtlichen Anteil an Menschen abschreckt. Auch das ist keinesfalls gut. Das ist weder demokratisch noch führt es dazu, dass Meinungsvielfalt entsteht und eine angemessene und wertschätzende Debattenkultur entsteht.

Sie sind Mitgründer gleich zweier Vereine und Initiativen, die sich für Sinti und Roma einsetzen, neue Narrative schaffen wollen. Ist der Bedarf in diesem Bereich so groß?

Ja! Unzählige Studien zeigen, dass ein bestimmtes Bild in den

Köpfen vieler Menschen schwirrt, welches sie dazu bewegt, negativ über Sinti und Roma zu denken. Diese Assoziationen sind meistens mit Vorurteilen behaftet, ohne dass ich diesen Menschen eine bewusste rassistische Grundhaltung unterstellen würde. Wenn über Sinti und Roma berichtet wird, sehen wir immer viel Elend, Armut und Kriminalität oder etwas Befremdliches und Exotisches. Genau hier wollen wir ansetzen und Menschen dazu motivieren, sich mit dieser Denkweise auseinanderzusetzen, und andere Bilder schaffen.

Heißt das, die Darstellungen über Sinti und Roma in den Medien entsprechen nicht der Realität?

Doch, das tun sie, aber eben nur zum Teil. Kein Mensch würde behaupten, dass es diese diversen Probleme nicht gibt. Armut, Elend und damit einhergehend Kriminalität sind allerdings eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung und nicht an eine ethnische oder kulturelle Herkunft gebunden.

Was bewirkt diese Berichterstattung genau?

Sprache beeinflusst unser Denken und damit auch unser Handeln. Über 30 Prozent der Menschen in Deutschland wollen keine Sinti und Roma in der Nachbarschaft, mehr als die Hälfte glaubt, dass diese zu Kriminalität neigen, und gleichzeitig geben mehr als die Hälfte der Befragten an, dass sie sich für dieses Thema eigentlich nicht interessieren. Hier kommen also latente Grundeinstellungen, diffuse Ängste und Unwissenheit zusammen. Das ist fruchtbarer Boden und manifestiert die Stereotypen.

Wie wirken Sie mit RomAnity (www.romanity.de) und dem Studierendenverband diesem Missstand entgegen?

Mir ist wichtig, dass wir die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Themen wie Antiziganismus, Repräsentation, aber auch Geschichte fördern. Hier befindet sich die Forschung in den Kinderschuhen.

Darüber hinaus wollen wir durch Information und Austauschangebote sowie Sichtbarkeit neue Narrative erzeugen. Damit alte Denkmuster durchbrochen werden können, braucht es neue Bilder. Und genau die wollen wir hervorheben. Sinti und Roma sind Nachbar(inne)n und Kolleg(inn)en, sind Teil der Gesellschaft, Akademiker(innen), Kulturschaffende, Studierende und doch einfache Menschen. Natürlich, normal und nicht fremdartig oder furchterregend.

NACHGEDACHT



Mathilde Langendorf

Pressesprecherin des Deutschen Caritasverbandes

E-Mail: mathilde.langendorf@caritas.de

Nicht nur das „Wie“, auch das „Worüber“

Die Wahl der Worte – Worte, die wir lesen und hören, und Worte, die wir selbst aussprechen und schreiben – hat immenses Gewicht. Sprache vermittelt

Werte, sie kann stigmatisieren und diskriminieren. Das zeigen die Berichte und Beispiele in dieser Ausgabe eindrücklich.

Sprache, wie übrigens auch Bilder und Grafiken, sind das „Wie“ der Kommunikation. Sie verdienen die große Aufmerksamkeit, die ihnen gewidmet wird. Die Gefahren, die in ihnen lauern können, müssen offengelegt werden. Es gibt tolle Initiativen, wie die auf Seite 2 f. porträtierten Neuen deutschen Medienmacher*innen, die genau das tun.

Aber genauso wichtig wie das „Wie“ ist das „Worüber“. Mit welchen Themen setzen wir uns auseinander? Was ist berichtenswert? „Good news don't sell“ lernt die angehende Journalistin ganz früh. So sind es oft Krisen und Konflikte, Skandalöses und Skurriles, die die Headlines beherrschen. Sie müssen nicht mal falsch dargestellt werden (Stichwort Fake News): Die bloße Themenauswahl, die ein Medium trifft – oder jede(r) von uns in ihrem/seinem persönlichen Twitter-Feed – setzt an sich schon eine Agenda.

Natürlich sind Vorfälle, Krisen und Pannen interessanter als etwas, das einfach seinen Lauf nimmt (zumindest, wenn es darum geht, was man liest und schaut – beim selbst Erlebten ist das „Normale“ nach einem Jahr Corona-Ausnahmestand das Schönste,

das man sich vorstellen kann). Und selbstverständlich ist es gut und wichtig, dass Medien auf Probleme, auf Missstände hinweisen – man denke an die essenzielle (und mühsame) Arbeit investigativer Medien, die zum Beispiel die berüchtigten Panama Papers zutage gefördert haben. Die Medien haben schließlich eine bedeutende Rolle als „vierte Gewalt“ zu spielen.

Eine Berichterstattung, die die Probleme erkennt und beschreibt, reicht aber nicht. Denn es gibt zwar viele Probleme, es gibt aber erstens Gründe dafür, die teilweise tief liegen, und es gibt an vielen Stellen für diese Probleme Lösungsansätze. Auf die Probleme aufmerksam machen, gleichzeitig analysieren, woher sie kommen, und skizzieren, wie die Lösungen dazu aussehen könnten und was der/die Einzelne selbst in die Hand nehmen kann: Das ist der Ansatz des konstruktiven Journalismus, der seit einigen Jahren auch in Deutschland Früchte trägt. Medien wie Perspective Daily oder Krautreporter praktizieren ihn ganz bewusst, auch etablierte Medien versuchen sich zaghaft daran. „Sozialcourage“, das Magazin der Caritas für Ehrenamtliche, pflegt diesen Ansatz seit jeher (www.sozialcourage.de).

Das Glas könnte also halb leer sein – eben weil es an vielen Stellen zweifellos die Verrohung gibt, die diesem Heft seine Überschrift gibt, weil der finanzielle Druck, der in der Medienwelt herrscht, oft Gift für die Vielfalt der Meinung und der Darstellungen ist. Lasst uns das Glas lieber als halb voll anschauen: Eine wachsende Anzahl von Menschen will etwas anderes lesen, hören und anschauen als eine von Vorurteilen genährte und überspitzte Berichterstattung.

Mathilde Langendorf

IMPRESSUM

www.caritas.de

Redaktion: PD Dr. Andrea Schlenker (verantwortlich), Elena Knežević, Klemens Bögner (neue caritas)
Karlstraße 40, 79104 Freiburg

Redaktionssekretariat: Christine Rautenberg, E-Mail: migration.integration@caritas.de

Vertrieb: Bettina Weber, Lambertus-Verlag GmbH; Tel. 07 61/3 68 25-0, Fax: 3 68 25-33, E-Mail: neue-caritas@lambertus.de

Titelfoto: AdobeStock/asiandelight

Nachdruck und elektronische Verwendung nur mit schriftlicher Genehmigung. Herausgegeben vom Referat Migration und Integration, Deutscher Caritasverband e. V. in Freiburg

